

Citation style

Spiekermann, Helmut: review of: Andreas Bieberstedt / Jürgen Ruge / Ingrid Schröder (eds.), *Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum*, Frankfurt am Main: Peter Lang Edition, 2016, in: *Rheinische Vierteljahrsblätter*, 82 (2018), p. 224-227, DOI: 10.15463/rec.reg.2098108283

First published: *Rheinische Vierteljahrsblätter*, 82 (2018)



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

stellt Rooffs mittelalterliche Quellen Westfalens vor, in denen die parentale Femininmovierung mit regional unterschiedlicher Frequenz belegt ist.

Der Beitrag von Georg Cornelissen, ‚mit doep- unnd toname‘? Personennamen als Teil einer Sprachgeschichte des Dorfes – mit Beispielen vom Niederrhein‘ (S. 71–82), ordnet die Untersuchung der Familiennamen in die Ortssprachenforschung ein, wobei der Fokus auf dem Dorf liegt. Der Autor untersucht die Namenverwendung in Dörfern am Niederrhein, ergänzt um benachbarte Orte auf der niederländischen Seite der Grenze. Dörfer sind laut Cornelissen durch eine besonders persönliche Struktur gekennzeichnet, in welcher „jeder jeden kannte“ (S. 72). Der Beitrag befasst sich ausschließlich mit der Frage, wie die Leute im Dorf einander nannten oder nennen. Die Abschnitte 3 und 4 beleuchten die Kombination aus Familienname und Vorname, die in Winnekendonk und Hünxe zu finden ist, wobei im Dialekt beider Orte der Familienname meist vorangestellt wird. Ein ähnliches Schema ist in Grefrath zu finden, wobei hier der vorangestellte Familienname nicht wie in den beiden anderen Orten im Genitiv steht. Zudem kann der Familienname in Grefrath auch durch eine Berufsbezeichnung oder ein anderes Appellativ ersetzt oder es können zwei Vornamen miteinander kombiniert werden. Auch in Weeze werden die Namen ähnlich verwendet. In Amern, Niederkrüchten und Grefrath wurden Verwandtschaftsbezeichnungen wie *Tante* oder *Onkel* von der Dorfgemeinschaft übernommen; in Winnekendonk trugen die Bauern häufig die Namen ihrer Höfe als inoffizielle Familiennamen. Im Donsbrügger Dialekt steht der Vorname vor dem Familiennamen. Daneben werden Namenketten, Übernamen und andere Namenmuster sowie ein Ausblick auf Aspekte von Status und Distanz bei der Anrede behandelt.

Helmut H. Spiekermann beleuchtet im Aufsatz ‚Westfälische Familiennamen im Emsland‘ (S. 81–92) das dialektale Verhältnis von Emsländisch und Westfälisch unter Zuhilfenahme der geografischen Verbreitung von Familiennamen. Spiekermann nennt Kriterien zur dialektalen Unterteilung des Emslandes: die Entwicklung der *ē*- und *ō*-Laute in den niederdeutschen Dialekten und auch, wie sich altlanges *â* und tonlanges *ā* entwickeln und ob beide Vokale in den Dialekten zusammenfallen. Zur Illustration nutzt Spiekermann wie Casemir ‚geogen‘-Karten. Er untersucht die Verbreitung der Namen *Schepers*, *Scheper* und *Scheiper*, um die Entwicklung der *ē*-Laute und insbesondere die Unterscheidung von mnd. *ē* in nördlich *ē* und südlich *ei* zu analysieren. Familiennamen, die als typisch für das Westfälische angesehen werden, sind der Gegenstand des folgenden Abschnitts. So ist der Name *Schulte* der im Emsland am häufigsten vorkommende Familienname; dennoch zeigt die Verbreitungskarte deutlich, dass der Name insgesamt im Nordwestdeutschen sehr verbreitet ist, mit Schwerpunkt in Westfalen. Typisch für das Westfälische sind zudem alte Hofnamen, die sich zu Familiennamen entwickelt haben. Spiekermann demonstriert die Verbreitung zweier Bildungstypen an den Namen *Großwinkelmann* und *Johannimloh*. Mit seinen Untersuchungen vermag Spiekermann aufzuzeigen, dass die geografische Verteilung von lautlich verwandten Familiennamen zum einen Isoglossen nachzeichnet, zum anderen aber auch immer noch alte Sprachzustände abbildet. Insgesamt ist die Untersuchung jedoch zu exemplarisch, um weitreichendere Schlüsse hinsichtlich des Dialektgebietes zu ziehen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der vorliegende Band sechs teils überblicksartige, teils sehr ins Detail gehende Beiträge vereint, die sich in ihrer Komplexität und unterschiedlichen Herangehensweise an das Thema ‚Bäuerliche Familiennamen in Westfalen‘ sehr gut ergänzen.

Jena

Barbara Aehnlich

ANDREAS BIEBERSTEDT, JÜRGEN RUGE, INGRID SCHRÖDER (Hg.): *Hamburgisch. Struktur, Gebrauch, Wahrnehmung der Regionalsprache im urbanen Raum* (Sprache in der Gesellschaft 34), Frankfurt am Main: Lang 2016, 432 S. ISBN: 978-3-631-67389-8.

Die Stadtsprache Hamburgs ist geprägt durch das (historische) Nebeneinander von Hochdeutsch und Niederdeutsch. Entwicklungen der jüngeren Sprachgeschichte haben dazu geführt, dass sich

die Verhältnisse im Bereich regionaler Varietäten deutlich verändert haben. Insbesondere ist es zu einer Verschiebung der sprachlichen Realisierungsformen in Richtung Hochdeutsch (oder: ‚Standarddeutsch‘) gekommen, in deren Folge einerseits das Niederdeutsche an Bedeutung verloren hat und andererseits im Zwischenbereich zwischen Niederdeutsch und Hochdeutsch neue Varietäten (bzw. ‚Sprachlagen‘) entstanden sind. Diese in ganz Norddeutschland zu beobachtenden Entwicklungen werden im vorliegenden Band für die Stadt Hamburg untersucht. Der Sammelband ist Dieter Möhn anlässlich seines 80. Geburtstages gewidmet.

Der Sammelband besteht aus insgesamt elf Studien, denen ein einführender Aufsatz der Herausgeber vorangestellt ist. Hier wird ein Überblick über Forschungsarbeiten zum Hamburgischen (verstanden als die Gesamtheit aller in Hamburg verwendeten Varietäten, vgl. S. 7) gegeben sowie das Projekt ‚Hamburgisch – Sprachkontakt und Sprachvariation im städtischen Raum‘ vorgestellt, das den Rahmen der Studien im vorliegenden Sammelband bildet: In drei Teilprojekten (Teilprojekt 1: ‚Kirchwerder‘, mit Daten von ortsfesten, niederdeutschen Sprechern aus einem vergleichsweise wenig städtischen Gebiet; Teilprojekt 2: ‚Altenwerder‘, mit Daten von niederdeutschen Sprechern, die in den 1980er Jahren Altenwerder aufgrund des Hafenausbaus verlassen mussten; Teilprojekt 3: DFG-Projekt ‚Spracheinstellungen gegenüber regionalen Sprachformen in der Großstadt: Niederdeutsch in Hamburg‘) werden mit variationslinguistischen, wahrnehmungsdiagnostischen, soziolinguistischen und ethnographischen Methoden Varietätenstruktur, Sprachgebrauch, Spracheinstellungen, sprachliche Identitäten und Sprachbiographien untersucht. Insgesamt ist es das Ziel, durch den sowohl hinsichtlich der erhobenen Daten als auch der angewandten Methoden mehrdimensionalen Ansatz eine „eingehende Betrachtung des gesamten regionalsprachlichen Spektrums“ (S. 7) zu ermöglichen.

Dem Schwerpunkt ‚Sprachstruktur‘ kann u.a. der Aufsatz ‚Kontaktinduzierte sprachliche Variation der Hamburger Peripherie‘ (Andreas Bieberstedt, Jürgen Ruge, Ingrid Schröder, S. 21–66) zugeordnet werden, in dem ein phonologisches Modell zur Dialektalitätsmessung vorgestellt wird, das speziell kontaktbedingte Variation zwischen Hochdeutsch und Niederdeutsch erfassen soll. Wie im weit verbreiteten Verfahren der Dialektalitätsmessung nach Herrgen, Schmidt (1985)<sup>1</sup> wird auch im vorliegenden Verfahren das Standarddeutsche (Duden-Aussprachenorm) als Referenzsprache gewählt, der der lokale niederdeutsche Dialekt als Kontrastsprache entgegengestellt ist. Zwischen Referenz- und Kontrastsprache (bzw. ‚-system‘) werden Konvergenzformen angenommen, die als Zwischenstufen im Hochdeutschen und im Niederdeutschen kategorisiert werden (S. 30f.). Ausgehend von ausgewählten phonologischen Phänomenen, die die spezifischen hamburgischen Sprachverhältnisse gut abbilden (der Sammelband-Beitrag ‚Hamburger Variablenkatalog. Katalog sprachlicher Variablen zur metrischen Dialektalitätsmessung‘ [S. 387–420] von Andreas Bieberstedt, Jürgen Ruge und Ingrid Schröder gibt einen ausführlichen Überblick über die verwendeten „phonologische[n] Kennformen der niederdeutschen Ortsdialekte von Kirchwerder und Altenwerder“, S. 387), lassen sich für Sprachproben Dialektalitätswerte ermitteln. Dies wird anhand zweier Beispielanalysen (mit Daten aus den Teilprojekten Kirchwerder und Altenwerder) demonstriert. Ein zentrales Ergebnis der Analysen ist, dass sich abhängig vom Datentyp (oder ‚Setting‘) deutlich unterschiedliche Dialektalitätswerte ergeben und sich für Hamburg bei dialektkompetenten Sprechern eine deutliche diglossische Trennung zwischen Hochdeutsch und Niederdeutsch erkennen lässt (vgl. S. 37f.). Das beschriebene Verfahren wird in dem Aufsatz ‚Dialekttiefe durch lexikalische Analyse messbar machen‘ von Jürgen Ruge (S. 67–90) aufgegriffen und auf die lexikalische Ebene übertragen, wobei ‚Dialekttiefe‘ als Gebrauch von Lexemen bestimmter Kategorie (dies sind: exklusiv standardsprachlich, isomorph, exklusiv niederdeutsch, hybrid, lautlich ableitbar, vgl. S. 74f., wobei man darüber diskutieren kann, ob diese Kategorien exakt genug sind und man nicht auch Aspekte wie regionale

<sup>1</sup> Joachim Herrgen, Jürgen-Erich Schmidt, Systemkontrast und Hörerurteil. Zwei Dialektalitätsbegriffe und die ihnen entsprechenden Meßverfahren, in: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 52 (1985), S. 20–42.

Verbreitung, historische Überlieferung und Frequenz der Lexeme berücksichtigen sollte) gemessen wird. Im Vergleich mit Ergebnissen der Dialektalitätsmessung (anhand phonologischer Phänomene) ergeben sich individuelle Muster: So weist eine jüngere Sprecherin zwar einen hohen Dialektalitätswert auf, gebraucht also viele phonologische Merkmale des Niederdeutschen, verwendet jedoch vergleichsweise wenige exklusiv niederdeutsche Lexeme, was zu einem niedrigen Wert in der Dialekttiefe führt. Es zeigt sich, dass die Dialektkompetenz der Probandin differenziert betrachtet werden muss. Auch der Aufsatz ‚Dialektalität im Generationenvergleich‘ von Andreas Bieberstedt (S. 91–136), stellt Ergebnisse von Dialektalitätsmessungen nach der oben beschriebenen Methode dar. Auf der Basis von Daten aus Kirchwerder (neben den Daten des Hamburgisch-Projekts wurden auch Daten des Essen-Korpus aus dem Jahr 1959 ausgewertet) werden hier Aussagen über den Wandel der niederdeutschen Dialekte gemacht. Insgesamt lassen sich für alle untersuchten Gewährspersonen hohe Dialektalitätswerte konstatieren, wobei insbesondere die Daten aus dem Hamburgisch-Projekt eine recht große Variabilität aufweisen, was als Einfluss individueller Faktoren gedeutet wird (S. 131). In der Reihe der Studien, die die Sprachstruktur des Hamburgischen in den Blick nehmen, nimmt ‚Hamburger Missingsch gestern und heute‘ von Viola Wilcken (S. 215–250) in der Hinsicht eine Sonderstellung ein, da es sich um eine Untersuchung außerhalb des Hamburgisch-Projektes handelt. Die untersuchten Daten bestehen aus 22 literarischen Texten, die einen Zeitraum zwischen 1805 und 2000 abdecken und unterschiedlichen literarischen Gattungen (vor allem jedoch der Prosa) angehören. Untersucht wurden in den Texten erkennbare phonologische Merkmale des Missingsch sowie morphosyntaktische und lexikalische Phänomene. Die Arbeit dient in erster Linie einer Sammlung typischer sprachlicher Merkmale. Eine diachrone Analyse im Sinne einer Aufdeckung von Sprachwandelerscheinungen, die sich bei der Datenlage ja unter Umständen angeboten hätte, wird nicht systematisch durchgeführt.

Mit dem Aufsatz ‚Die Bremer sprechen natürlich immer dieses ‚e‘ so komisch.“ Laienlinguistische Selbst- und Fremdwahrnehmung in Bremen und Hamburg‘ von Yvonne Hettler (S. 171–214) wird der Schwerpunkt ‚Spracheinstellung und -wahrnehmung‘ bedient. In der Studie geht es um die Frage, wie linguistische Laien regionale Sprechweisen in Norddeutschland konzeptualisieren, nach welchen Kriterien sie dies tun und wie sie diese verbalisieren. Es wurden Daten von jeweils 40 Gewährspersonen aus Bremen und Hamburg ausgewertet, die im Rahmen eines Salienztests sprachliche Merkmale erkennen, regional verorten und bewerten sollten. Zusätzlich wurden Interviews von je zehn Bremer und Hamburger Probanden hinsichtlich Äußerungen zum Sprachwissen ausgewertet. Der Salienztest zeigt, dass bestimmte Merkmale als ‚Trigger‘ für die regionale Verortung von Sprachproben dienen.

Eine Studie zum Schwerpunkt ‚Sprachbiographie‘ liegt mit ‚Das hieß dann, die können kein richtiges Deutsch in der Schule.“ Autobiographische Äußerungen Hamburger Dialektsprecher zu ihrer schulischen Sprachsozialisation‘ von Andreas Bieberstedt (S. 251–306) vor. Daten von 73 Niederdeutschsprechern aus Kirchwerder, die zwischen 1950 und 1980 sprachlich sozialisiert wurden, bilden die Grundlage der Studie. Der Fokus liegt auf der Frage des Erwerbs des Niederdeutschen und seiner Bewertung in schulischen Kontexten, wobei sich neben bewussten und unbewussten Erwerbssituationen insbesondere Konflikte, die sich als Schulschwierigkeiten der Niederdeutschsprechenden Kinder bei Schuleintritt äußerten, als wesentliche Aspekte der Sprachsozialisation der frühen Schulzeit erweisen und ein zentrales Erinnerungsmuster darstellen. Für die spätere Schulzeit wird erkennbar, dass weiterführende Schulen als noch stärker hochsprachlich wahrgenommen wurden und eine noch stärkere sprachliche Anpassung der Niederdeutschsprechenden Kinder und Jugendlichen verlangten, wobei häufig individuelle Strategien angewendet wurden. Erkennbar wird, dass sich hinsichtlich des Status des Niederdeutschen, der Spracheinstellungen (insb. bzgl. der Stigmatisierung des Niederdeutschen) sowie der institutionellen Rahmenbedingungen Wandelerscheinungen im Betrachtungszeitraum ergeben haben.

Im Überschneidungsbereich von ‚Sprachbewertung und Sprachidentität‘ ist der Artikel ‚Sprachstereotype und ihre Realisierung im Gespräch am Beispiel des Niederdeutschen‘ von Carolin Jürgens und Ingrid Schröder (S. 345–386) anzusetzen. Oft geäußerte Stereotype wie die von der

Vertrautheit und Gemütlichkeit des Niederdeutschen lassen dessen pragmatische und soziale Funktionen (u.a. Herstellen von Privatheit und Nähe) deutlich hervorscheinen. Dem stehen andere Stereotype (u.a. das ‚Land‘-Stereotyp, S. 345f.) gegenüber. Auf der Basis von 40 Interviews von Niederdeutschsprechern aus Hamburg wird untersucht, wie und welche Stereotype im Gespräch formuliert werden.

Der Aufsatz ‚Regionale Identität per Einkaufsstüte. Eine Fallstudie zum *Enregisterment* des Niederdeutschen in Hamburg‘ von Carolin Jürgens (S. 307–344) behandelt eine besondere Form des ‚Sprachgebrauchs‘: geschriebenes Niederdeutsch in der Öffentlichkeit. Im Rahmen des ‚linguistic landscape‘-Ansatzes werden Beispiele untersucht, die in Form von Plakatwerbung, Aufklebern oder Schildern Niederdeutsch als schriftsprachliche Zeichen in der Öffentlichkeit darstellen. Die in der Regel positiv gewerteten Zeichen erfüllen die Aufgabe der Markierung regionaler Identität (‚Enregisterment‘), wobei diese unterschiedlich ausgeprägt sein kann, d.h. zum Beispiel die hanseatische Tradition Hamburgs oder aber auch deren Weltoffenheit repräsentieren kann.

Im Beitrag ‚„Aso, gans rain wi fröer iss dat nich!“ Selbsteinschätzung und Fremdbeurteilung im Spiegel von Dialektalitätswerten und sprecherbiographischen Aussagen‘ von Jürgen Ruge (S. 137–170) werden Fragestellungen zu Strukturen, Einstellungen und Sprecherbiographien miteinander verbunden. Daten aus Sprachtests und Tiefeninterviews werden herangezogen, um Aussagen über Sprachgebrauch, Selbsteinschätzungen der Sprachkompetenz sowie Fremdeinschätzungen machen zu können. Die 14 in der Studie berücksichtigten Gewährspersonen gehören zu vier ehemals in Altenwerder ansässigen Familien und sind sozial miteinander verbunden. Die Bewertung der Dialektkompetenz anderer steht teilweise im Gegensatz zu gemessenen objektiven Dialektalitätswerten. Erklärt wird dieser scheinbare Gegensatz mit unterschiedlichen Wertigkeiten von Dialektmerkmalen in Bezug auf deren Salienz.

Die Reihe der Beiträge schließt mit dem Aufsatz ‚Hamburger Transkriptionskonventionen‘ von Andreas Bieberstedt, Jürgen Ruge und Ingrid Schröder (S. 421–431), in dem die im Hamburgisch-Projekt angewandten Regeln der Verschriftlichung niederdeutsch und hochdeutsch geprägter mündlicher Äußerungen zusammengefasst werden.

Der Sammelband bietet ein breites Spektrum an Studien zur Stadtsprache Hamburgs, die aus unterschiedlichen Perspektiven und unter Verwendung verschiedener moderner, regionalsprachlicher Methoden untersucht wird. Dass es sich um einen Sammelband und nicht um eine in sich geschlossene Darstellung handelt, hat Vor- und Nachteile: Ein Vorteil ist, dass die Einzelstudien sich vertieft auf Einzelaspekte des Hamburgischen konzentrieren und diese eingehend erfassen können. Ein Nachteil ist, dass sich letztlich kein geschlossenes Bild der Stadtsprache Hamburgs ergeben kann, die Studien – abgesehen von Überschneidungen in den Themen, die sich z.B. hinsichtlich der Ermittlung von Dialektalitätswerten ergeben (s.o.) – vorrangig durch den Gegenstand miteinander verbunden sind und ein gemeinsames Ergebnis der Forschung – insbesondere eine Aussage über die gegenseitigen Abhängigkeiten der Aspekte Struktur, Einstellung, Gebrauch und pragmatischer Nutzen von Varietäten – nur indirekt erkennbar ist. Es fehlt ein abschließender Beitrag, in dem die Verbindungen der Beiträge zueinander und damit die Ergebnisse des Hamburgisch-Projektes hätten zusammengefasst und verdeutlicht werden können.